



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Neue Romane.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

schnell und entschieden wieder gutmachen. Preußen kann es noch thun, es kann es sogar noch auf eine würdige Weise thun. Die Ehre des ganzen preussischen Volks gibt ihm dazu die Mittel an die Hand. Wenn Preußen sich den gerechten Anforderungen Oestreichs bequemt, so kann es dabei das volle Selbstgefühl einer stark entwickelten Staatsgewalt und einer durch geschichtliche Bande geketteten Nation entwickeln. Und wenn das geschieht, so wird Oestreich klug genug sein, alles das wieder gutzumachen, was in seinem letzten Schritt für dieses Selbstgefühl Verlegendes liegen könnte.

Möchte Preußen sich schnell entscheiden. Wir hegen vor dem berühmten „zu spät“ nicht jene abergläubische Furcht, die jede Minute nach der Uhr sieht, aber es kommt allerdings eine Zeit, wo das Gespenst ungerufen eintritt.

### Neue Romane.

Ludwig Tieck's gesammelte Novellen. Vollständige Ausgabe in 12 Bänden.  
Berlin, G. Reimer. —

Der erste Band dieser Sammlung ist jetzt erschienen und wir benutzen diese Gelegenheit, unsrem Versprechen gemäß eine chronologisch geordnete kurze Skizze der einzelnen Novellen zu geben, mit Ausschluß derjenigen, die wir bereits besprochen haben und mit dem Vorbehalt, beim Erscheinen der letzten Lieferung den Schluß hinzuzufügen.

Die Gemälde (1823), die erste der Novellen, mit welcher Tieck seine neue künstlerische Thätigkeit eröffnete, ein Jahr, nachdem durch Hoffmanns Tod das Feld für die Novellisten freigemacht war, ist vielleicht der glücklichste Griff, den der Dichter überhaupt gemacht hat. Zwar ist in der Anlage der Novelle das Vorbild Hoffmanns mit seinen sämtlichen Vorzügen und Fehlern nicht zu verkennen. Es kommt dem Dichter nur auf Bilder, Anschauungen, Stimmungen und Ideen an; die Ereignisse und Charaktere müssen sich diesen Bedürfnissen fügen: aber die Bilder sind in der That von einer bezaubernden Anmuth und Frische, und was die Ansichten, namentlich über Kunst, betrifft, so hat Tieck vor Hoffmann den unverkennbaren Vorzug größerer Bildung voraus. Hoffmann geht immer völlig in seinen Kunstenthusiasmus auf. Wer nicht von vornherein mit ihm übereinstimmt, oder nicht wenigstens die gleiche enthusiastische Anlage mitbringt, wird seiner Schilderungen bald müde. Tieck dagegen befriedigt den Spötter wie den Gläubigen. Zuerst geht er mit dem größten Ernst auf den Idealismus der Kunst ein, dann aber regt sich plötzlich unvermuthet der Schalk, und der classische wie der romantische Kunstbegriff, die Kennerenschaft wie der Dilettantismus, werden mit gleichem Spott übergossen.

Ein humoristischer Gauner, der übrigens vollständig in der Hoffmannschen Manier angelegt ist, erweist sich als der einzig Verständige in diesem ganzen Kunsttreiben. Mit nicht geringerem Leichtsinne wie mit den ästhetischen Begriffen wird mit den sittlichen umgesprungen. Ein Bruder Lieberlich, dem kein anderes Verdienst zukommt, als das zweifelhafte der Gutmüthigkeit, gewinnt den Preis. Die Moralisten und Vernunftmenschen werden beschämt. Aber wer nicht Tiecks übrige Werke kennt, und sich daran erinnert, daß in dieser Ironie gegen allen Ernst des Lebens das gefährliche Princip der romantischen Schule versteckt lag, empfindet in diesen heitern, anmuthigen und dem Anschein nach unbefangenen Bildern die innere Unwahrheit nicht heraus. Erst wenn man diese schöne Sinnlichkeit zu analysiren anfängt, erkennt man die Unwahrheit der Darstellung. Die Figuren sind nur um der Einfälle wegen da; sie haben kein inneres Leben, keinen realen Boden. Trotz ihrer anscheinenden Modernität schweben sie ebenso in der Luft, wie die Tendenzbilder in Tiecks früheren Märchen.

Die zweite Novelle, die Verlobung (1823) empfiehlt sich gleichfalls durch eine heitere Stimmung und durch frische Farbe. Sie ist die dreifachste Satire gegen die damals wiedererwachende Frömmerei, die man in Deutschland gewagt hat. Wen es Wunder nimmt, daß grade Tieck, der sich doch in seinen frühern Versuchen mit so feierlicher Salbung über die Religion hatte vernehmen lassen, hier so ganz auf Seite der Weltkinder tritt, und unter dem Vorgeben, die erheuchelte Frömmigkeit zu entlarven, das innere Wesen des Pharisäerthums mit unerbittlicher Geißel trifft, der muß folgendes erwägen. Einmal hatten grade damals die Pietisten den Freunden der Poesie großes Aergerniß gegeben; ein Jahr vorher waren die falschen Wanderjahre von Pustkuchen erschienen, in denen die heidnische, weltliche Gesinnung des Dichters von einem beschränkten Christenthum aus verdammt wurde. Dieser frömmelnden Wertheiligkeit gegenüber konnte sich der Apostel der reinen Poesie wol versucht fühlen, die Freude am Leben selbst im einfachsten epikureischen Sinn zu rechtfertigen. Außerdem war Tiecks Religiosität immer nur in der Phantastie gewesen, nicht im Herzen; er hatte die Religion im poetischen Sinn vertheidigt, aber wo sie aus der Poesie heraustreten und sich im Leben geltendmachen, ja wol gar die ironische Freiheit des Dichters beeinträchtigen wollte, durfte er sie nicht gelten lassen; grade wie Aristophanes hätte er sich wol unter Umständen als ein begeisterter Apostel des Dionysos-Cult geberdet, wenn sich der Gott nur gefallen ließ, an seinem eignen Fest als Hanswurst verspottet zu werden. Die auf Speculation, Phantastie und Mystik gegründete poetische Religion der Romantiker war eine ganz andere, als die praktischen Versuche des neuerweckten christlichen Glaubens. Dies kann nicht oft genug wiederholt werden, wenn man nicht fortwährend in die ärgsten Mißverständnisse verfallen will.

Der Geheimnißvolle (1823) spielt in den Zeiten der französischen Herrschaft und steht fast so aus, wie ein gelinder Spott gegen den National-enthusiasmus. Der Held, der beinahe dazu gekommen wäre, als Märtyrer der guten Sache zu fallen, ist ein Lügner und Windbeutel ohne allen Inhalt, ja ohne allen Humor. Er entschädigt uns nicht wie Falstaff für seine sittliche Hohlheit durch übermüthige Laune und Ueppigkeit der Erfindung, er ist vielmehr in seinen Lügen so trocken und hilflos, daß er in gewissem Sinne unser Mitleid erregt. Dieses Mitleid hat der Dichter auch in der That geltendgemacht. Er läßt den hohlen Prachthans glücklich werden mit gelinder Andeutung, daß er sich bessern werde. Es ist das eine höchst seltsame Erfindung und sieht fast so aus, als ob nach der Ansicht des Dichters doch auch die heiligsten Regungen des Menschenlebens zum großen Theil auf Wahn und Einbildung beruhten; so daß man gegen die ausgesprochene Lügenhaftigkeit keine Ursache habe, den Trumpf sittlicher Entrüstung auszuspielen.

Noch viel seltsamer ist die Erfindung in der folgenden Novelle: Die Reisenden (1824). Die Scene geht in einem Irrenhaus vor sich, in welchem zuletzt der Arzt und Director gleichfalls verrückt wird und die sämmtlichen Kranken als geheilt entläßt. Nach der Vorstellung von der Welt, die man aus dieser Erzählung gewinnt, hat er auch gar nicht zu unrecht; denn die angeblich vernünftigen Menschen, die diesen befreiten und umherirrenden Tollen begegnen, sind eigentlich viel verrückter als diese: ja es sieht so aus, als ob der sogenannte gesunde Menschenverstand nur in einer gewissen Talentlosigkeit, in einer Unproductivität der Phantasie bestehe. In dem allgemeinen Irrenhaus, welches die Welt genannt wird, scheinen die ausgebrochenen Tollen die legitimsten Bürger zu sein. Glücklicherweise vermeidet Tieck bei dieser Darstellung wenigstens den schlimmsten Fehler, in den Hoffmann wahrscheinlich verfallen sein würde; nämlich den Wahnsinn auch noch von seiner tragischen Seite zu zeigen. Er bleibt stets in der reinen Posse, grade wie Kozebue in seinem Pächter Feldkummel, wobei man freilich die Frage aufstellen kann, ob es auch erlaubt ist, den Wahnsinn von der komischen Seite zu zeigen. Eine reine, volle und üppige Komik wird doch dadurch nicht hervorgebracht; denn bei der bloßen Absurdität fehlt uns der Maßstab, den wir bei einem unbefangenen Gelächter nicht entbehren können.

Die musikalischen Leiden und Freuden (1824) sind in der Anlage wie in der Ausführung ganz im Hoffmannschen Geschmack, aber viel ungeschickter und unreinlicher erzählt. Tieck hatte durchaus keine Veranlassung, auf diesen Dichter, der zugleich sein Nachahmer und sein Vorbild war, mit soviel Geringschätzung herabzublicken. Die Ansichten, die er bei dieser Gelegenheit in der Musik entwickelt, sind viel schwächer und unbedeutender als bei Hoffmann. Man sieht den bloßen Dilettanten.

Die Gesellschaft auf dem Lande (1825) zeigt in ihrer humoristischen Redeweise mehr Anklang an Jean Paul, als wir sonst bei Tieck gewohnt sind, wenn auch die Ironie nicht fehlt. Charakteristisch ist in dieser Geschichte, die übrigens recht unbedeutend ist, nur die Figur des ehrlichen Pommer, des Gutsverwalters, dessen ganzes Leben sich auf die Erinnerungen an den siebenjährigen Krieg, den er als Husar mitgemacht, zusammenzieht. Er lebt mit einer rührenden Leidenschaftlichkeit in diesen Erinnerungen, und selbst der Stolz, mit dem er einen ungeheuren Zopf trägt, gewissermaßen das Symbol jener großen Zeit, wird uns dadurch begreiflich und erträglich. Nun schneidet ihm ein Spatzvogel, der ihn schon früher fortwährend belästigt, einmal heimlich diesen Zopf ab. Der ehrliche Husar wird davon so schmerzlich getroffen, daß er in eine Krankheit verfällt und stirbt. Nach seinem Tode ergibt sich, daß sein ganzes Leben eine Lüge war, daß er nie den siebenjährigen Krieg mitgemacht hat, nie Husar gewesen ist, sondern ein ehrlicher Schneider. — Aller Glaube und aller Inhalt dieses Lebens ist Wind! Das ist auch dies Mal der rothe Faden, der sich durch diese seltsamen Erfindungen zieht. — Uebrigens zeigt sich hier die Manier auch im Stil schon viel unangenehmer, als in den frühern Novellen. Das Gemachte und Unnatürliche in der Redeweise der einzelnen Personen, von denen keine so spricht, wie es ihrem Stande und ihrer Bildung angemessen wäre, wird dies Mal durch den anmuthigen Schleier der Dichtung kaum mehr verdeckt.

Glück giebt Verstand (1826). In dieser Novelle wird, wie früher die Lüge und der Wahnsinn, die Einfalt und Schwäche emancipirt. Ein auffallend unbedeutender Mensch, sowol seinem Verstand als seinem Charakter nach, macht Glück und wird zu den höchsten Ehrenstellen des Landes befördert. Offenbar hat dem Dichter bei dieser Erfindung das Volksmärchen vorgeschwebt, in welchem gleichfalls in der Regel die treuherzige, resolute und gutmüthige Einfalt den Preis über List, Verschmittheit und Gewalt davon trägt; aber was im Märchen das natürlichste ist, erscheint im Rahmen der Novelle, die uns in bestimmte gesellschaftliche Zustände einführen soll, als sinnlos und abgeschmackt. Aus dieser Novelle kann man recht sehen, wie wenig Einsicht der Dichter trotz seiner scharfen Ironie in das wirkliche Leben hat. Alle Einzelheiten der Begebenheit, die er uns erzählt, sind unnatürlich und unmöglich, und dabei werden wir doch zu sehr an die Details der Wirklichkeit erinnert, um uns unbefangen dem träumerischen Spiel der Phantasie hingeben zu können. Wahrscheinlich hatte Tieck das Leben eines Taugenichts von Eichendorf im Auge, das ein Jahr vorher erschienen war. Aber in diesem hatte der Dichter die Zauberwelt der Romantik mit so hellen, saftigen Farben auszumalen gewußt, daß man in der That, trotz der scheinbaren Beziehung auf die Wirklichkeit, dieselbe ganz aus den Augen verlor.

Der 15. November. (1827). Dies Mal ist ein Wahnsinniger oder viel-

mehr Blödsinniger der Held, der aber nicht bloß tiefer und reiner empfindet, sondern auch feiner begreift und einen praktischeren, consequenteren Willen hat, als die vernünftigen Leute. Eine durchaus abgeschmackte Erfindung, die uns recht lebhaft versinnlicht, zu welchen Consequenzen endlich ein abstractes Princip verleitet, und die durch einen Beischnack von Frömmelci durchaus nicht erträglich gemacht wird.

Der Gelehrte (1827). Die Novelle hat einen vortrefflichen sittlichen Grundgedanken, nämlich die Polemik gegen den Dilettantismus im Wissen. Einzelne Ausführungen dieses Princips überraschen durch ihre eindringende Wahrheit. Und diese Verherrlichung der ernstern Gelehrsamkeit von Seite der Romantik würde uns noch mehr befremden, wenn sich dahinter nicht zugleich die alte Polemik gegen den Nationalismus versteckte, der an Stelle der Philologie in die Schulen die Naturwissenschaft oder vielmehr eine Sammlung von einem nützlichen Allerlei einführen wollte. Uebrigens macht die Novelle bei ihrer durchweg harmlosen Haltung einen wohlthuenden Eindruck, obgleich das Märchen von Aschenbrödel ungeschickt in das moderne Leben verwebt ist und obgleich beim genauern Zusehen der Realismus der Handlung ziemlich stark zusammenschrumpft. Von dem Leben eines Gymnasialdirectors scheint sich Tieck doch keine sehr bestimmten Vorstellungen gemacht zu haben.

Pietro von Albano (1828). Hier hat Tieck einmal den Versuch gemacht, eine Wundergeschichte ganz ernsthaft, ohne alle Beimischung von Ironie zu erzählen. Es ist ihm nicht gelungen. Zwar ist der Stil bei weitem feiner und gebildeter als bei van der Velde oder ähnlichen Tagesschriftstellern, aber die Erfindungen der letzteren sehen doch natürlicher aus, und haben mehr innere Consistenz und Haltung, als diese gezierte Geistergeschichte.

Der Alte vom Berge (1828) erinnert mehr an die alte Weise seines Schaffens, als die übrigen Novellen; namentlich treten Reminiscenzen an den Runenberg und an die Bergmannsgeschichte im Heinrich von Osterdingen hervor, wenn auch die alte Romantik durch moderne Beziehungen abgeschwächt ist. Einige Male nimmt der Dichter einen ganz ernsthaften Anlauf, um den Grubeleien des tiefsinnigen alten Menschenfeindes mit seiner Empfindung nachzufolgen und sie wiederzugeben, und wir werden dann durch eine wirkliche Poesie des Gedankens und der Empfindung überrascht. Aber diese Poesie wird sehr bald durch bizarre und sinnlose Erfindungen überdeckt, die jede ernsthafte Theilnahme unmöglich machen. Der eigentlich novellistische Theil ist ganz leichtsinnig gearbeitet; von einer sittlichen Klarheit ist keine Spur; der Ausgang ist fade und albern und der Schlusseindruck durchaus verstimmt.

Das Zauberschloß (1830). Wieder eine Gespenstergeschichte und dies Mal eine recht ernsthafte, die wenigstens dem Anscheine nach dazu bestimmt ist, uns zu erschrecken und zu beängstigen. Wer nicht genaue Aufmerksamkeit auf den

Stil verwendet, würde sich versucht fühlen, diese capriciöse Erfindung gradezu Hoffmann zuzuschreiben. An sich ist die Erfindung der gespenstischen Ernestine auch nicht schlecht, obgleich wir es immer für eine Entwürdigung der Kunst halten, wenn sie sich mit Larven abgibt. Aber der Eindruck wird durch zuviel unnützes Beiwerk und durch eine zu breite Darstellung abgeschwächt.

Die Wundersüchtigen (1831). Eine der besten Novellen unsres Dichters. Die beiden Figuren des Cagliostro und Schrepfer sind sogar nicht ohne Genialität angelegt, und der Wunderglaube des gebildeten Pöbels ist mit einem köstlichen Humor dargestellt. Nur hat die Novelle zwei Fehler. Einmal ist das Costüm der Zeit vergriffen, was hier, wo es sich um eine bestimmte Verirrung des Geistes handelt, nicht unwesentlich war; sodann ist der Geist des Dichters doch nicht ganz von den Thorheiten frei, die er verspottet. Freilich wollte er das Wunder nur für die Poesie gelten lassen, nicht für das praktische Leben, aber die Scheidelinie ist schwer zu ziehen, und wenn beide Gebiete ineinander übergreifen, so wird dadurch die Darstellung verwirrt.

Der Jahrmärkt (1832). Dies Mal überwiegt das stoffliche Interesse. Es ist eine phantastische Posse, in der eine Reihe glücklich geschilderter komischer Figuren und Intriguen sich sammelndrängt. Einzelne Erfindungen sind vortrefflich und werden ihre Wirkung nie verfehlen. Im ganzen ist das Gedränge zu groß, um einen unbefangenen und ruhigen Genuß zu erlauben; umso mehr, da die Sünden gegen die Naturwahrheit doch gar zu häufig vorkommen. In dem Versuch, die Naivetät darzustellen, fällt der Dichter nicht selten in die Kockebuesche Manier und erinnert uns gradezu an Gurly. Die Satire gegen die Jean Paulsche Empfindsamkeit, gegen die Jesuitenriecherei und ähnliche Thorheiten, die Tieck auch so oft verspottet, macht dies Mal eine um so bessere Wirkung, da sie ziemlich harmlos ist.

Der Mondsüchtige (1832). Eine Apologie Goethes gegen die Liberalen, deren Angriffe gegen den aristokratischen Dichter damals grade sehr lebhaft wurden. Fade und manierirt.

Die Ahnenprobe (1833). Die Tendenz, die socialen Gegensätze möglichst auszugleichen und die guten Seiten der gesellschaftlichen Unterschiede hervorzuheben, ist an sich sehr zu loben, aber die Ausführung läßt vieles zu wünschen übrig. Die liberalen Gegner des Adels werden als lauter Glende und Tolle dargestellt; der Edelmann selbst ist in seinem Ahnenstolz zu sehr doctrinär, zu wenig natürlich, zu sehr der Reflexion ausgesetzt, um als eine historisch berechtigte Erscheinung zu wirken. Er ist im Grunde doch nur veredelter Kockebue. Der Ahnenstolz hat gewiß, wie alle Einseitigkeiten, seine sehr berechtigten Seiten. Wenn man ihn aber schildern will, so muß man sich aller modernen Empfindsamkeit entschlagen. Man muß eine Leidenschaft und ein Vorurtheil, das als solches bedeutend in die Geschichte eingegriffen hat, nicht als eine bloße

Reflexion des Verstandes oder gar als eine romantische Grille schildern wollen. Man muß es ferner nicht durch Weichmüthigkeit abschwächen, man muß es vielmehr den andern historischen Kräften überlassen, die Einseitigkeit zu corrigiren. — Der Ton der Erzählung ist gut getroffen; die Frauencharaktere sind, wie fast immer bei Tieck, verfehlt.

Eine Sommerreise (1834). Die ziemlich ausführliche Novelle, die aber sehr nachlässig componirt ist, enthält vorzugsweise literarische Reminiscenzen aus der Periode von 1803, die uns sehr interessant sein würden, wenn Tieck nicht fortwährend Wahrheit und Dichtung vermischt hätte. Einzelne Bemerkungen sind für die Charakteristik des romantischen Princips sehr wichtig. Wir heben die eine derselben hervor, welche sich auf das Verhältniß des künstlerischen Idealismus zu den realen Ueberzeugungen des Dichters bezieht.

... Don Quixote, so treu, edel und herzhast er ist, nimmt sich etwas vor, das, obgleich es schön und herrlich ist, er auszuführen keine Mittel besitz. . . . Die Phantaste des ebenso braven als poetischen Manchanoes ist durch jene Bücher verschoben, die schon längst der Poesie ebensosehr wie der Wahrheit abgesagt hatten. Das, was noch in ihnen poetisch war, oder jenes Phantastische, was das Unmögliche erstrebte, sowie die schönen Sitten der Ritterzeit, alles dies durfte der ehrsame Herr Quixote wol in einem feinen Sinne bewahren, ja sich zu jener adligen Tugend seines eingebildeten Ritters hinanziehen, wenn er nicht darauf ausgegangen wäre, diese Fabelwelt in der wirklichen aufzusuchen und in diesem von Mond und Sonne zugleich beschienenen Gemälde den Mittelpunkt und die Hauptfigur selbst zu formiren. Er war aber im Recht, wenn er, manchen seiner Zeitgenossen entgegen, die Lichtseite und die Poesie jener entschwundenen Zeit und Sitte würdigte, wenn er sich selbst als Dichterkund an dem ganz Thörichten und Phantastischen seiner Bücher ergötzte. Nun aber zog er aus, alles das, was ihm begeistert vorschwebte, selbst zu erleben; jenes unsichtbare Wunder, welches ihn reizte, wollte er mit seinen körperlichen Händen erfassen und als einen Besitz sich aneignen. . . .

Es wird dann die Anwendung auf einen Anwesenden gemacht, der im Begriff ist, katholisch zu werden.

Ihre aufgeregte Phantaste würdigt die schöne und bildreiche Seite des katholischen Cultus, Sie sind in unsern späten Tagen von jener Nahrung durchdrungen, die einst kräftige Jahrhunderte begeisterten. Seit kurzem ist ein religiöser Sinn bei jungen Gemüthern in Deutschland wieder erwacht, Novalis und dessen Freunde sprechen, reimen und dichten, um das verkannte Heilige in seine Rechte wieder einzusetzen; aber diese Anerkennung, diese süße Poesie des stillen Gemüthes in der Wirklichkeit suchen oder erschaffen wollen, scheint mir ganz derselbe Mißverstand zu sein, den wir oben charakterisirt haben. . . . In einem Gebirgslande verirrt sich ein Jüngling, der ganz in der zweifelnden Aufgeklärtheit seiner Zeit erzogen, aber dabei schwärmerisch verliebt ist, in der Einsamkeit des Waldgebirges. Unvermuthet trifft er auf einen Einsiedler. . . . Ueber den Beruf der Einsiedler, über die Wunder der Kirche, über die Legende und alles, was sich in diesem Kreise bewegt, verwundert sich der Jüngling und kann es nicht unterlassen, auf seine Weise zu spotten. . . . „Wie? ruft der Greis, du bist in Liebe entzündet und kannst doch kein Wunder fassen? Ist die Blume, welche dein Mädchen berührt, die Locke, die sie dir geschenkt hat, nicht Reliquie? empfindest, siehst du an ihnen nicht Licht und Wärme, die kein andrer Gegenstand dir bietet? . . . und doch verkennst du in der Geschichte der Vorzeit den Ausdruck dieser Liebe, in den seltsamen Entzückungen begeisterter Gemüther, bloß weil sie diese Sehnsucht und Herzenstrunkenheit nicht auf ein Weib hingelenkt haben?“ — Der Jüngling wird nachdenkend und besucht den Alten nun, so oft er die Stunde erübrigen kann. In diesen Zeiträumen erzählt ihm der Greis jene wunderbaren Legenden von Einsied-

lern, Jungfrauen, Männern und Kirchenältesten, die ihr ganzes Gemüth der Beschauung des Himmlischen, der Enthaltung jener geheimnißvollen Liebe widmeten. . . Nach einigen Monaten erklärt der Jüngling, er sei entschlossen, in den Schoß der alten Kirche zurückzukehren. „Nein, ruft der Greis, verwechsle nicht diese unsichtbare Liebe mit den Zufällen der Wirklichkeit. Du würdest, anstatt des Göttlichen, nur die Schwachheit unsrer Priester kennen lernen. Wozu, daß du deinen innern Entzückungen, die im Geheimniß deiner Brust Wahrheit und Bedeutung haben, in die kalte Wirklichkeit verpflanzen willst, in welcher sie erstarren und verwelken müssen?“ . . . Das erste Wahrnehmen, der Blick der Begeisterung, die Aufregung der Liebe findet immer und trinkt den reinen Brunnquell des Lebens; aber nun will der Mensch im Schauen das Wahre noch wahrer machen, der Eigensinn der Consequenz bemächtigt sich des Gefühls und spinnt aus dem Wahren eine Fabel heraus, die dann oft mit den Wahngeburten der Irrenhäuser in ziemlich naher Verbindung steht. —

Nun klingt das zwar sehr aufgeklärt und verständig und der Dichter kann nach Herzenslust in dem Gebiet der Poesie seiner Einbildungskraft die Zügel schießen lassen, ohne fürchten zu müssen, mit der sittlichen Bildung und Aufklärung seiner Zeit in einen ernsthaften Conflict zu gerathen. Aber wir halten das Princip dennoch für falsch, ja für das Protonpseudos der Romantik. Die poetischen Ideale und die sittlichen Ideale der Wirklichkeit dürfen nicht voneinander getrennt werden, sonst geht daraus jene glänzende, aber krankhafte Dichtung hervor, deren Phosphoresciren nur ein Zeichen der Verwesung ist. Man ist in der romantischen und in der jungdeutschen Zeit nicht müde geworden, gegen die Idee von der moralischen Bedeutung der Poesie zu Felde zu ziehen, als ob man darunter ein einseitiges Moralisiren und Predigen zu verstehen habe. Es heißt aber nichts Anderes, als daß man in der Poesie dasselbe lieben und bewundern soll, was man in der Wirklichkeit liebt und bewundert. Daß Tieck und August Wilhelm Schlegel sich durch ihre artistische Vorliebe für den Katholicismus nicht verleiten ließen, dem Beispiele Friedrich Schlegels zu folgen, und im Schoß der alleinseligmachenden Kirche ebenso das Heil für ihr Gemüth zu suchen, wie in den Lobliedern auf die Jungfrau Maria die Befriedigung ihrer Phantaste, macht ihrem Verstande mehr Ehre als ihrem Gemüth. Eine Poesie, die sich für Gegenstände erwärmt und begeistert, von denen sie bei ruhiger Ueberlegung sagen muß, daß sie diese Wärme und Begeisterung nicht verdienen, ist ästhetisch wie moralisch gleich verwerflich; sie verwirrt die Begriffe und Empfindungen des Volks und hat in sich selbst nur ein scheinbares Leben, da die bewusste Illusion nie im Stande ist, lebendige Götter- und Heldengestalten, ergreifende Leidenschaften und ein erschütterndes Schicksal schöpferisch zu erzeugen.